

Der Wagenhock wird geöffnet, Napoleon erhebt sich, steigt aus dem Wagen und wird auf den Armen der Seiten in das Weiblich getragen. Das Gedränge ist unbeschreiblich. „In Gottes Namen,“ ruft Souvaincourt LaFayette zu, „schaffen Sie doch Platz für ihn!“ Der General macht die größten Anstrengungen und hemmt sich gegen die anstürmende Menge, indem er lächelnd dem Kaiser salutiert: „Nachdem Sie der Kaiser ein Engel sind, so ist die Welt nicht mehr etwas zu hören, noch zu sehen. Er läßt sich tragen, die Arme nach vornwärts, die Augen geschlossen, wie lächelnder Mene, gleich im Zustande des Somnambulismus. Endlich vor den Gemächern des Kaisers angekommen, führt man diesen in sein Kabinett und schließt vor der Menge die Thüren. Allmählig wird es still, der große Tumult legt sich. Die Weiber binden ihre Hände mit den Fingern an den Gürteln der Dienstleute an und legen sich in ihre Wäntel eingehüllt, auf die blaue Erde. Der Hof der Tuilerien aber gleicht einem Stoad in einer eroberten Stadt.

Jules Ferry. Die französischen Blätter veröffentlichen jetzt zahlreiche Erinnerungen an den kürzlich verstorbenen Jules Ferry. So gut wie vergessen ist folgende Episode: In Ströburg-Land an ein Mandat erledigt und Ferry ließ sich durch die dortigen Demokraten bewegen, die Kandidatur anzunehmen. Der varrier Adokat hatte wegen Ermüdung darin, wie man mit ländlichen Wählern, zudem im Schlaf, umzugehen hat. Nun war damals gerade bei der Rede von der in ihrem befristeten Volkspartei, die durch ihre plamäßige Agitation große Erfolge erzielt hatte. Jules Ferry schrieb an Karl Meyer, ob er nicht bei der Volkspartei ein wenig in die Schule gehen dürfe. Da die deutlichen Demokraten und auch die Liberalen damals die Absneigung der französischen Republikaner gegen Napoleon theilten, so glaubte Karl Meyer das Ansuchen nicht abzulehnen zu sollen, und so kam es, daß Jules Ferry ein paar Tage als Gast der Volkspartei eine Agitationstournee in den schwäbischen Dörfern unternahm. Aber er fiel bei der Wahl im Städtchen Wohlensingen durch. — Ganz einmüthig wird des Verstorbenen Wuth und Kaltblütigkeit gelobt, Eigenschaften, von denen er wiederholt außerordentliche Proben abgelegt hat. So namentlich während der Belagerung in Paris. Am 31. Okt. 1870 war die Regierung der Nationalverteidigung, zu der auch Ferry gehörte, auf dem Stadthaus von einem wilden Mordhaufen, der die Commisoren der Regierung und die Proklamatoren der Commune verlangte, gefangen genommen. Wie Jules Simon, einer der Gefangenen, erzählt, drängte sich die tobende Menge in den Sitzungssaal, beschimpfte die Mitglieder der Regierung und zeigte Wuth, sich an ihnen zu vergreifen. Sie saßen hinter ihren grünen Tische wie in einem Schraubstock. Da stand Ferry auf und schritt, gefolgt von Trochu, energisch auf die Menge zu, die verurtheilt den Weiden Platz machte und sie gehen ließ. Darauf ließ Ferry sich sofort das Oberkommando über die Nationalgarde übertragen, ließ eine Anzahl Bataillone zusammenkommen und umringelte mit ihnen das Stadthaus, in welchem plötzlich die Aufrechter sammt ihren Gefangenen festsetzte. Aber jetzt galt es, die Letzten zu befreien. Alle, Jules Favre, Jules Simon, Magnin, Garnier-Bagès usw., hatten sich geweiht, ihr Entlassungsgeld zu unterzeichnen; zuletzt waren sie vom Tische weg in einen Erker gedrängt worden, wo man sie bewachte; die Commisoren blieben beständig auf sie gerichtet, den ganzen Nachmittage, bis ganze Nacht hindurch. Jeder Augenblick konnte ihnen den Tod bringen. Aber sie verloren die Fassung, sogar den Humor nicht. Der eine erbat sich eine Cigarette, der andere ein Glas Wasser, und Jules Favre schickte sogar hin und wieder ein Bierschälchen. Endlich, um vier Uhr morgens, sprang die gegenüberliegende Flügeltür auf und herein stürzte Jules Ferry, hinter ihm die Nationalgarde mit blinkender Waffe. Auf einem geheimen Gange hatte er die Nationalgarde ins Stadthaus geführt. Die überkommene Aufständischen wollten zu ihnen Gewehr nehmen, aber schon stand Ferry auf dem grünen Tische und rief mit Entschlossenheit: „Ihr seid gefangen, ihr seid auf Gnade und Ungnade in unseren Händen! Niemand soll euch noch verzehren werden, aber macht, daß ihr augenblicklich fortkommt! Wenn ihr wieder anfangt, seid ihr verloren!“ Wie beglückte Widder zogen sie ab, Ferry's Energie hatte gefiegt.

Einem originellen Ausspruch Rossini's erzählt Luigi Montassi in seinen „Lebenserinnerungen.“ Als er den Meister eines Tages fragte, warum er nicht mehr producierte, erwiderte Rossini: „Des italienischen Hum Vum bin ich müde, französisch komponieren mag ich nicht und deutsch kann ich nicht.“

Kaisershofplätzchen. Unteroffizier: „Sterk, funkeln müssen eure Knöpfe, daß ich mit die Cigarette daran anticken kann — (mit gehobener Stimme) ich habe allerdings keine mehr.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.
— Das größte technische Baumerk unserer Zeit wird heftig gegenwärtig in Deutschland ausgeführt. Es ist dies der Nord- und Ostsee mit einander in Verbindung bringende Nord-Deise-Kanal. An der Herstellung des 36 km langen Nord-Deise-Kanals wird jetzt so rüstig gearbeitet, daß derselbe seiner Bestimmung im Sommer 1895 übergeben werden wird. Bis her fehlte es an einer zusammenfassenden Darstellung dieses bedeutenden Baumerkes in geschichtlicher, technischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung, und deshalb wird ein lobendes Erscheinen mit Eifer und Eifer ausgetastetes Werk über den Kanal überaus willkommen sein. Der Nord-Deise-Kanal, seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht) bereitet sich dasselbe, auf Grund eines reichhaltigen amtlichen und privaten Quellenmaterials von C. Weiske verfaßt, mit zahlreichen Skizzen und Zeichnungen im Text, sowie mit 3 großen Kartenblättern und graphischen Darstellungen versehen. (Verlag von Vieweg & Zelter, Kiel und Leipzig, 10 Neuen Weg, Preis 3 50 M.) Das Werk bietet zunächst einen Ueberblick über die mehr als ein halbes Jahrtausend zurückreichende Vorgeschichte des Kanals, nebst einer Zeichnung der 16 verschiedenen, ihm vorangegangenen Kanalprojekte zwischen Nord- und Ostsee. Sodann folgt eine Beschreibung des vom Reich definitiv angenommenen Projektes, erläutert durch eine Uebersichtstafel, die dem Inhalt eine Darstellung der bedeutenden Aufstärkung des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee, wie sie sich aus dem Kanal ergibt, und daran schließt sich der amtliche Kostenantrag für den Bau, für welchen 156 Millionen Mark ausgemessen sind. Der Grundsteinlegung, der Bauleitung und Arbeiterfürsorge sind weitere Abschnitte gewidmet, in welchen eingehende Darlegungen über die hierbei in die Praxis übertragene Sozialpolitik des Reiches — Wandert des Kanals ist bekanntlich das Reich — gegeben werden. Interessant ist auch der Abschnitt über die Bauausführung, bei welcher rund 75 Mill. Kubikmeter Erde ausgehoben und die größten Schiffe unserer Zeit an den Kanalmündungen zu erbauen sind, was natürlich nur unter Anwendung der neuesten und vollkommensten Maschinen und Excavatoren, sowie von Dampf- und elektrischer Kraft, gelassen konnte. Ein weiterer Abschnitt bringt eine ausführliche Beschreibung der fertigen Seeschiffahrtsstraße, Anlagen, Brücken und Schiffahrtsbeschränkungen derselben, dann die wirtschaftliche Bedeutung der Anlage, welche der Kanal und die ihm schließlichen Mittellungen über die Betriebsbeschränkungen und Abgaben an. In einem ausführlichen Abschnitt wird sodann die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals dargestellt, und dieser Theil der Arbeit dürfte wegen des in ihm enthaltenen zuverlässigen Materials und seiner Verarbeitung halber, zu dem auch eine interessante Karte der Strömungen in der Nord-Deisefahrt, sowie ein großes Kartenblatt mit technischen und graphischen Darstellungen des Nord-Deise-Bereiches gehört, in weitesten Kreisen Beachtung finden. An diesen Abschnitten schließt sich eine Erörterung der militärischen Bedeutung des Kanals, die an die vielfach mitverhandene Stellungnahme des Grafen Wolke anknüpft und die militärische Situation sachmännlich — der Autor ist ehemaliger Offizier — bespricht. Das auf fleißiger Sammlung und Bearbeitung eines sehr reichhaltigen Materials sich gründende Werk verdient den weitesten Kreisen empfohlen zu werden, zumal das Interesse an dem Kanalbau sich in der Öffentlichkeit stets lebhaft behauptet hat.

Kaiserliche Gostfreundlichkeit. Als Kaiserin Christina von Schweden im Jahre 1610 den Kaiser Rudolf II. in Prag besuchte, dankte er beim Abschied seinem Gastgeber mit den Worten: „Kaiserliche Majestät haben mich gar herrlich gehalten, also, daß ich keine Stunde nichten gewesen bin!“

Stöckige Vokalität. Fürst (auf der Durchreise zur Deputation eines Landständchens): „Nur halt in hier, hier zu euren Füßen gebeten.“ Fürst (bewundert): „So, das dürfen Sie glauben. Sie sollten nur einmal an Heubergs Geburts- und Namensfest hier sein, was es da für „Mauz“ giebt!“

Größtliche Neugierigkeit. Daniel (zum Knecht, dem er seine Photographie zeigt): „Nun, lieber Egar, wie bin ich getroffen?“ Knecht (Studios): „O, lieber Daniel — zum Anpumpen ähnlich!“

Nennomage. „Ja, meine Gnädige, unser Geschlecht ist unalt, vorhin stüchlich!“ „Das ist doch wohl ein wenig übertrieben! Ich habe niemals gehört, daß auch ein Herr von Drachensahn Zurecht in der Erde Noth gefunden hätte!“ „Natürlich nicht, meine Gnädige! Ein von Drachensahn hatte eben sein eigenes Boot!“

Barter Wink. Ein: „Es giebt Augenblicke, die ich wünschte, ich wäre ein Mann!“ Er: „Wann, zum Beispiel?“ Sie: „Wenn ich an einem Juwelierladen vorbeigehe und bekenne, wie glücklich ich meine Frau machen könnte, indem ich ihr einen neuen Schmuck kaufe!“

Audanz. Herr: „Johann, du siehst, meine Frau kam dich nicht leiden! Du mußt dir daher einen andern Dienst suchen!“ Die Diener: „So, das ist also der Punkt dafür, daß ich damals, als Sie mich fragten, ob Sie heirathen sollten, Ja gesagt hab?“ „Als Sie mich fragten, ob Sie heirathen sollten.“ (Hügel, Wälder.)

Einem originellen Ausspruch Rossini's erzählt Luigi Montassi in seinen „Lebenserinnerungen.“ Als er den Meister eines Tages fragte, warum er nicht mehr producierte, erwiderte Rossini: „Des italienischen Hum Vum bin ich müde, französisch komponieren mag ich nicht und deutsch kann ich nicht.“

Kaisershofplätzchen. Unteroffizier: „Sterk, funkeln müssen eure Knöpfe, daß ich mit die Cigarette daran anticken kann — (mit gehobener Stimme) ich habe allerdings keine mehr.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.
— Das größte technische Baumerk unserer Zeit wird heftig gegenwärtig in Deutschland ausgeführt. Es ist dies der Nord- und Ostsee mit einander in Verbindung bringende Nord-Deise-Kanal. An der Herstellung des 36 km langen Nord-Deise-Kanals wird jetzt so rüstig gearbeitet, daß derselbe seiner Bestimmung im Sommer 1895 übergeben werden wird. Bis her fehlte es an einer zusammenfassenden Darstellung dieses bedeutenden Baumerkes in geschichtlicher, technischer, wirtschaftlicher und militärischer Beziehung, und deshalb wird ein lobendes Erscheinen mit Eifer und Eifer ausgetastetes Werk über den Kanal überaus willkommen sein. Der Nord-Deise-Kanal, seine Entstehungsgeschichte, sein Bau und seine Bedeutung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht) bereitet sich dasselbe, auf Grund eines reichhaltigen amtlichen und privaten Quellenmaterials von C. Weiske verfaßt, mit zahlreichen Skizzen und Zeichnungen im Text, sowie mit 3 großen Kartenblättern und graphischen Darstellungen versehen. (Verlag von Vieweg & Zelter, Kiel und Leipzig, 10 Neuen Weg, Preis 3 50 M.) Das Werk bietet zunächst einen Ueberblick über die mehr als ein halbes Jahrtausend zurückreichende Vorgeschichte des Kanals, nebst einer Zeichnung der 16 verschiedenen, ihm vorangegangenen Kanalprojekte zwischen Nord- und Ostsee. Sodann folgt eine Beschreibung des vom Reich definitiv angenommenen Projektes, erläutert durch eine Uebersichtstafel, die dem Inhalt eine Darstellung der bedeutenden Aufstärkung des Seeweges zwischen Nord- und Ostsee, wie sie sich aus dem Kanal ergibt, und daran schließt sich der amtliche Kostenantrag für den Bau, für welchen 156 Millionen Mark ausgemessen sind. Der Grundsteinlegung, der Bauleitung und Arbeiterfürsorge sind weitere Abschnitte gewidmet, in welchen eingehende Darlegungen über die hierbei in die Praxis übertragene Sozialpolitik des Reiches — Wandert des Kanals ist bekanntlich das Reich — gegeben werden. Interessant ist auch der Abschnitt über die Bauausführung, bei welcher rund 75 Mill. Kubikmeter Erde ausgehoben und die größten Schiffe unserer Zeit an den Kanalmündungen zu erbauen sind, was natürlich nur unter Anwendung der neuesten und vollkommensten Maschinen und Excavatoren, sowie von Dampf- und elektrischer Kraft, gelassen konnte. Ein weiterer Abschnitt bringt eine ausführliche Beschreibung der fertigen Seeschiffahrtsstraße, Anlagen, Brücken und Schiffahrtsbeschränkungen derselben, dann die wirtschaftliche Bedeutung der Anlage, welche der Kanal und die ihm schließlichen Mittellungen über die Betriebsbeschränkungen und Abgaben an. In einem ausführlichen Abschnitt wird sodann die wirtschaftliche Bedeutung des Kanals dargestellt, und dieser Theil der Arbeit dürfte wegen des in ihm enthaltenen zuverlässigen Materials und seiner Verarbeitung halber, zu dem auch eine interessante Karte der Strömungen in der Nord-Deisefahrt, sowie ein großes Kartenblatt mit technischen und graphischen Darstellungen des Nord-Deise-Bereiches gehört, in weitesten Kreisen Beachtung finden. An diesen Abschnitten schließt sich eine Erörterung der militärischen Bedeutung des Kanals, die an die vielfach mitverhandene Stellungnahme des Grafen Wolke anknüpft und die militärische Situation sachmännlich — der Autor ist ehemaliger Offizier — bespricht. Das auf fleißiger Sammlung und Bearbeitung eines sehr reichhaltigen Materials sich gründende Werk verdient den weitesten Kreisen empfohlen zu werden, zumal das Interesse an dem Kanalbau sich in der Öffentlichkeit stets lebhaft behauptet hat.

Kaiserliche Gostfreundlichkeit. Als Kaiserin Christina von Schweden im Jahre 1610 den Kaiser Rudolf II. in Prag besuchte, dankte er beim Abschied seinem Gastgeber mit den Worten: „Kaiserliche Majestät haben mich gar herrlich gehalten, also, daß ich keine Stunde nichten gewesen bin!“

Stöckige Vokalität. Fürst (auf der Durchreise zur Deputation eines Landständchens): „Nur halt in hier, hier zu euren Füßen gebeten.“ Fürst (bewundert): „So, das dürfen Sie glauben. Sie sollten nur einmal an Heubergs Geburts- und Namensfest hier sein, was es da für „Mauz“ giebt!“

Größtliche Neugierigkeit. Daniel (zum Knecht, dem er seine Photographie zeigt): „Nun, lieber Egar, wie bin ich getroffen?“ Knecht (Studios): „O, lieber Daniel — zum Anpumpen ähnlich!“

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Nr. 72. Halle a. d. S., Sonnabend den 25. März 1893.

Enna.

Novelle von L. Seidheim.

„Dachten Sie denn an mich?“ fragte er dagegen mit aufleuchtenden Augen, im selben Moment wieder ganz der schneidenden Eroberer, der er stets gewesen.

Sie blickte ihn voll und offen an; es lag keine Spur von Herbheit in diesen lieben treuen Augen, und doch erschrak er über seine Redheit.

„Nun — man irrt ja so leicht in seinem Urtheil über Menschen!“ erwiderte sie, und jetzt flog ein trüber Ausdruck über ihr Gesicht.

Er erschrak. Galt das Wort ihm? War sie verlegt von seiner Frage? — Ja, bei Gott! Man müßte sich also mit diesem schlichten Heiner Mädchen sehr in acht nehmen.

„Aber man darf auch nicht zu sehr geneigt sein, jedem Argwohn Raum zu geben!“ erwiderte er bittend.

Sie verstand ihn, sah mit bellem Nacheln zu ihm auf und nickte. „Ich habe Sie vorhin schon lange beobachtet,“ sagte sie dann, „und wunderte mich, wie ein Mensch heute so gar verschieden von dem gefrigen sein kam.“

„Nennen Sie das lieber: wie die Wüste, die er vor der Welt trägt, ihn so geschickt verpuffte!“ erwiderte er mit Bitterkeit.

Sie schüttelte den Kopf und lachte. „Wenn man nur glauben könnte, daß Sie das verstanden. Mich dünkt, Sie sind auch so stolz dazu.“

„Wielicht so stolz, die Leute sehen zu lassen, daß ich leide!“ Sie schämte sich.

In ihrem Blick lag die Frage: Leidest du denn? ober: Was fehlt dir?

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Lassen wir das! sagte diese Bewegung.

Sie bemerkte aber, daß der düstere Ausdruck in seinen Augen und ein heimlicher leidvoller Zug nicht aus seinen Mienen wich, die jetzt wieder lächelten.

Die Kinder hatten inzwischen fortwährend in ihr Gespräch hineingelaubert.

Um einen andern Unterhaltungsgegenstand bemüht, nahm er ein Buch, welches neben ihrem Arbeitsförschen lag und schlug das Titelblatt auf:

„Sie treiben Philosophie?“ fragte er scherzend.

„Nennen Sie dies Buch von Emile Souvestre?“ Er vernickte.

„Es ist das liebenswürdigste, welches ich lange gelesen, — voll Gebanten, voll warmer Empfindung. Es schildert das Glück des Armen, — nicht weil er arm ist, sondern trotzdem er arm ist, — und wie reich manchmal durch sich selbst.“

„In idealen Gütern natürlich!“ warf Erich herzlich ein.

„Ja, an den Schätzen, welche weder Noth noch Motten fressen,“ erwiderte sie überzeugt.

„Und glauben Sie wirklich an diese idealen Güter?“ Ihre schönen braunen Augen sahen ihn erstaunt an.

„Sie nicht?“ fragte er fast vorwurfsvoll von ihren Lippen.

„Oh kenne sie nicht, ich weiß nur, daß Geld die Welt regiert.“ „O!“ Ein tief schmerzlicher Ton lag in dem Ausruf, sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, aber sie bezwang sich.

Die Kinder riefen in diesem Augenblick: „Da kommt Ajak! Ajak kommt!“ und liefen einer Frau entgegen, die in der Nacht der Spreewäldern, ein reizendes Kaminrödelgöckchen führte, vor welches zwei große weiße Ziegen geknippt waren.

„Das ist die Wärtlerin!“ rief das junge Mädchen und sprang auf, der Frau entgegen, der auch die Kinder zuliefen.

Erich blieb zurück. Sie mußte ja wiederkommen, ihre Arbeit lag noch da, ihr Buch hielt er in der Hand.

Inzwischen blätterte er in dem geöffneten Buche. — In der That, — schon in den hier und da gelegenen einzelnen Sätzen lag etwas Anziehendes, ein liebevolles Beobachten des Menschlichen.

Da war sie wieder.

„Die Kinder haben Ihnen Ajak zugewiesen. Sie hörten es nicht, Herr von Willwart! Ah, Sie leien?“

„Wollen Sie mir das Buch leihen, wenn sie es beendet haben?“ fragte er und sah ihr an, daß sein Interesse sie freute.

„Nehmen Sie es mit, ich habe nur darin geblättert, denn gelesen habe ich es bei meiner Gouvernante und seitdem schon öfter, ich erquide mich, daran, wie an einem Berufsungsmittel.“

Er wurde immer neugieriger und steckte das kleine Buch in seine Brusttasche.

„Armes Ding!“ Sie suchte die Philosophie des Armen zu erlernen? Sie brauchte Berufshung?

Im Sprechen legte sie ihre Arbeit zusammen. Er hätte sie so gern festgehalten.

„Was wird denn diese Tillgeschichte da?“ fragte er.

„Tillgeschichte? Respekt, mein Herr, das ist kein Till, sondern Stitze, und daß Sie es nur wissen, jedes noch so kleine Loch mit feinsten Nadelarbeit hergestellt, jeder Zoll hunderte von Stichen,“ rief sie und zeigte ihm mit sichtbarem Stolz eine breite Spitzenfedere, deren Werth an Fleiß und Kunst er natürlich gar nicht würdigen konnte, bis er diese ungewöhnlich kleinen fast unsichtbaren Stiche erkannte, die sie mit haarfeinem Zwirn gemacht. Eine wahre Empörung überkam ihn.

„Und für wen arbeiten Sie dies?“ fragte er, überzeugt, sie werde antworten: für meine Herrin! Aber nein! sie sagte nur: für eine Kirche.“

„A! sie erwarb sich vielleicht Geld damit?“

„Sein Herz schwoll vor Mitleid mit ihr. Armes Kind! So jung und zart und fein, und so sollte sie dem Leben gegenübersehen.“

„Darf ich Sie ein wenig ruben?“ fragte er mit dem Wink, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen. — Er fand sie so reizend, wie noch nie eine junge Dame seines Kreises.

Sie nahm vergnügt an. „Sehr gern!“

So stiegen sie also in sein Boot und ruderten auf den See hinaus, waren aber noch kaum abgesehnen, als ein anderes Boot in einiger Entfernung an ihnen vorüberfuhr.

Es saßen zwei Herren darin, welche grüßten ihre Hüte zogen, auf seine Frage antwortete Erichs Begleiterin aber, sie vermöge die Gesichter derselben nicht zu erkennen.

„Ihm war zu Muthe, als habe sich ein schones Vögeltchen wider alles Erwarten zutraulich auf seine Hand gesetzt und es dürfe er nur die leiseste unvorsichtige Bewegung machen, so werde es ihm davonfliegen.“ So fragte er also nicht weiter, was gingen ihm jene Leute an, nach welchen sie mit keinem Blick zurückkante.

Sie lag ihm mit glückstrahlendem Nacheln gegenüber. Daß er sie für die Bome der Kinder hielt, hatte sie längst bemerkt, O, und wie zart und fein und ritterlich war er! Welch schöner Mann! Sein leichter grauemmer Sommerrod kleidete ihn so gut. — Der Strohhut legte er neben sich und nun plauderten sie und lachten.

Wit keiner einzigen Frage wurde er ihr lässig; ganz langsam nur kamen sie weiter auf ihrer Fahrt — in ihrer Besinnlichkeit aber sehr, sehr rasch.

Nach etwa einer Stunde bat sie ihn, sie jetzt zurückzubringen.

Er that es sofort. Sie fühlte, es sei Zeit, die Mastkabe zu beenden. Als sie bei dem alten ephenberwucherten Thürchen wieder angekommen, sprang er ans Land und bot ihr die Hand wie einer Fürstin.

„Zu welchem Gute gehört dies kleine Thürmchen denn?“ fragte er, nun doch neugierig.

Wie die Illustration veranlaßt: Albert Herting in Galle.

Stad und Verlag von Otto Engel in Galle a. d. S.



„Zu mirerem — zu Sonnenstein!“ sagte sie. „Noch dachte er nicht, was sie meinte.“
 „Und werde ich Sie wiedersehen dürfen, mein Fräulein? Ich weiß nicht einmal Ihren Namen!“
 „Erna Calander.“ nannte sie ihm denselben.
 „Ah, freilich, jetzt bekam er sich auf den Namen in jenem Briefe!“ Und Sonnenstein gerth den Rocklig.“ fragte er.
 „Nein, meinem Vater! Er wird sich freuen, Sie kennen zu lernen!“

Sie war dunkelroth geworden. Blüßlich veränderte sich aber ihr Gesicht; in einer Sekunde wechselte es die Farbe, dann wurde es völlig weiß, denn Erich hatte sie ein paar Sekunden starr vor Ueberraschung angesehen; auch seine Miene wechselte, von der ruhigen Sorglosigkeit in den Ausdruck höchsten Respekts.

Erich hatte die Hosen zusammengezogen und verbeugte sich tief.

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein!“
 Das alles kam so rasch, bei ihm fu so ganz und gar als der unvollständige Ausdruck seines Empfindens, daß eben das ganz Impulsive unterliefen war.

Und wie? „Weiß, einen unbegreiflichen, tiefstherzlichen, entsetzten Blick auf ihn werfend, antwortete kalt: „Was ist da zu verzeihen?“ und ehe er antworten konnte, ehe er sich nur von seinem Staunen und Erschrecken erholt, hatte sie, ihr Kleid zusammenraffend, obwohl es nirgend feucht oder staubig war, sich flüchtig verbeugend, ihm den Rücken gewandt und schritt eilig in das Gebüsch hinein, wo sie gleich darauf verschwand.“

Er blühte ihr verständnißlos nach.
 Was hatte sie? Was fiel ihr ein? Warum erblühte sie? Was sollte der Blick? Hatte er irgend etwas gethan, was sie verletzte?

Er wollte ja nur um Verzeihung bitten, daß er so sans façon —

„Ah, war es das?“
 Doch nein! Er hatte nicht mit einem Hauch die Grenze des Anstandes verlegt. Sie war ja so bezaubernd gewesen als die kleine Nonne!

Und dies Mädchen war die Millionärstochter, dies Mädchen nannte man die „Stolz von Sonnenstein?“ Froysberg und seine Freunde hatten mehrfach von dem Wesiger des Sonnenstein gesprochen und von seiner Erbin, der immens reichen einzigen Tochter, aber im ganzen hatte Erich wenig danach geizigt, da man das Fräulein immer nur die Stolz nannte, und er sich gedacht hatte, die Sonnensteiner gehörten zu dem

Goldvorkommen, wie es so widerwärtig auch unter den gebildeten Leuten emporschiebt. Er hatte sich die Erbin sehr viel anders vorgestellt. Und nun, das war sie? Eine Calander? Die sich Heideite wie eine kleine Nonne und die so bescheiden war, so überaus mäßighaft und reizend? Freilich, ganz zuletzt! Ein bitterer Aehger tochte in ihm auf. Er wußte plötzlich, was sie ihm übel genommen. Er erröthete es ganz richtig. Aber —

„Und nun meint sie gar, der Respekt vor dem Gelde habe es mir angethan.“
 Das war ja ganz anders, ganz anders! „Ich hatte sie für eine Nonne gehalten und sie freilich! Was gab es da für sie zu verzeihen, ich hatte sie wie eine Dame behandelt! Was sollte das dumme „Verzeihen Sie?“ D, ich Eitel! Und wüßte ich an seinem Schnurrbart nagend sprang er in das Boot.“

„Keinen Fuß setz' ich wieder auf Sonnensteiner Grund!“ Tief verstimmte langte er auf Froysberg an. Eine Aufregung, wie er sie nie empfunden, gemischt mit Erbitterung und Betrübnis, beherrschte ihn und dabei der volle Eindruck der entsetzlichen letzten Stunden. Könnte ihm denn das Schicksal nicht einmal diese eine Rahng? Warum konnte sie nicht die kleine lebenswürdige Nonne sein, für die er sie gehalten? Ein schlichtes, feingebildetes Mädchen, arm und bescheiden, zu dem er sprechen dürfte, wie ihm zu Muth war, ohne daß sie einen Geldjäger in ihm sah. Ein Schlag ins Gesicht hätte ihm nicht schimpflicher sein können, als ihr lester Blick.

Als Erich sich dem Schloffe näherte, hörte er die laute, jornerfüllte Stimme seines Vaters auf dem Hofe erschallen und dazwischen ein lautes, gellendes Schmerzergehr.

Was hieß das? Das klang ja wie — Wobsthaftig, Froysberg prügelte einen jungen Menschen, den er am Kragen festhielt. Er schlug ihn mit einer Wuth und Heftigkeit, die ihn gar nicht darauf achten ließ, wozu er traf, und die Peitsche hatte er umgekehrt, so daß der letzte Schlag, der den hübschen Burtschen traf, förmlich frachte.

„Froysberg, Froysberg!“ rief Erich. In demselben Augenblick ritten ein paar Herren, die zum Besuch kamen, durch das offene Thor.

Der Gutsheer hörte es und sah auf.
 Den Gezügigten schickerte er nach der einen Seite, wo derselbe blühtend und heulend auf den Rasen niedersetzte, die Peitsche warf er nach der andern; fuchend, roth von der Anstrengung und Wuth, ging er seinen Gästen entgegen.

(Fortf. folgt.)

Die Versteigerung.

Von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Da hatten die beiden Vogeliebhaber den Tisch erreicht, suchten sich, augenscheinlich gleichmäßig altersfürsichtig, mit unruhigem Blick und hielten jeder zitternde Finger bereit, sobald der andere verstimmt ist, die Hand nach dem Messingknopf auszustrecken. Doch offenbar spannen die Versteigerer sie jetzt auch gleichermäße, die bisherigen Zuschläge von fünf Groschen aufzugeben und solche von einem an die Stelle treten zu lassen. Das ging noch langsamer zum Verbrusse des übrigen Publikums und zur Langeweile des Auktionators, aber feiner von den beiden wußten, und Groschen um Groschen tröpfelte langsam von ihren alten Lippen.

Werschen Thaler, einundzwanzig zum ersten!“
 Blüßlich guckten die beiden „Vogelhaber“ wie von jähem Schreck erschüt zusammen. Der ornithologisch-merkantile Versteigerer auf der ersten Bank hatte sich nicht weiter an der Steigerung betheiligt; doch ob die linguistische Begabung des Papageis ihm einen höheren Begriff von dem Werthe derselben für den Wiederverkauf beigebracht hatte, oder ob späßige Laune ihn antrieb, die beiden alten Herren zu reizen, er rief einmal laut dazwischen: „Zwanzig Thaler!“ Entschieden jedoch behag der Vogel eine Abneigung gegen jene Stimme, denn er kreischte schärf auf und schrie zweimal energisch hinterdrein: „Sato will nicht!“

Ebenso unvertennbar ging das letzte Angebot über die Zahlfähigkeit jedes der beiden bisherigen Gegner. Sie standen wie gelähmt, midiam atmdem, hilflos suchten ihre Augen nach einem Beschlusse umher. „Wer, ihnen klänge?“ „Zwanzig Thaler zum ersten — zum zweiten.“

Da richteten sich ihre Blicke gegeneinander, und wie mit einem Schlage, wortlos, hitzartig kam ihnen der nämliche Gedanke. Er that sich darin kund, daß sie beide zugleich die Hand aufreichten und, ihr letztes Gebot wiederholend, wie aus einem Munde

riefen: „Wir legen's zusammen — wir kaufen ihn gemeinsam!“

Der Auktionator summirte einen Augenblick gleichgültig: „Zwanzig Thaler, einundzwanzig — neunundzwanzig Thaler, zwölf Groschen zum ersten, zum zweiten — und zum dritten!“ Der Hammer knarzte auf dem Tisch, heftig klumperten Silbermünzen von zwei Seiten daneben. Der Papagei rief ein über das andere mal: „Kling — kling! Gut! Gut! Sato vermag!“ Der Versteigerer schämte: „Glaub's, ist genug für deinen zähen Braten, Papageh!“ Der Handelsmann lachte aus vollen Kehle über die Summe, die sein kostbares Nebrgebot eingebracht, das Publikum verlangte ungeduldig den Weitergang der Auktion, und die beiden alten Witwenbitter schrien gleichzeitig heulend nach dem großen Käfig und eilten mit diesem, indem ihm der eine noch rechts der andere von links stieß, aus dem Versteigerungssaal hinaus. Draußen brannte die glühende Mittagssonne auf der schattenlosen Straße, aber sie ließen stumm, wie bestimmungslos fort, als würden sie gleichmäßig von der Angst getrieben, es könne noch jemand mit einem höheren Gebot hinter ihnen drein kommen und ihnen ihren Besitz streifen, und dabei Schwelztröpfen kamen von den beiden großen Gesichtern. Verwundert guckten selbst die großstädtlich gewohnten Leute in der Straße ihnen nach, und ein besonders müßiger Aufseher rief: „Schau, die grauen Papageien, eins, zwei, drei — aber nur einer mit rothen Schwanzfedern dabei!“

Dann standen sie zum ersten mal an einer Ecke still, denn der eine wollte unvertennbar zum Ainken und der andere zur Rechten, aber nach seiner Wohnung zu, abbiegen, und der Käfig geriet dadurch in die Lage eines Wirt zu hinter mit einem anschließenden Pferde bespannten Wagens. Zum ersten mal aber auch kam jedem die Bemerkung, daß er nicht Alteinbesitzer sein und sein

Gesichtum nicht in seine Wohnung hineinkommen könne. Und sie drehten, innehaltend, betroffen die Köpfe gegeneinander und sprachen gleichzeitig mit ungewiß tastendem Frageton: „Wohin?“

„Ja, wohin sollten sie? Keiner wußte es oder konnte sich überhaupt deutlich machen, was überhaupt zu geschehen habe. Krampfhaft hielt nur jeder an dem messingenen Käfig fest. Da fielen ihre blickenden Augen wie auf einen Rettungsanker in dem Menschenengange an sie her auf das Schicksal einer kleinen Wirtin, die sich nichten sich hungert hungern zu und treten in das Gaus hinein. Und nun loben sie sich in einem stillen, leeren, halbunkleinen Hinterbüschen gegenüber, worin ihre Augen nach dem Uebergange aus dem grellen, blendenden Lichte draußen im Anfange noch weniger sehen als vorher. Und noch weniger wollten sie, was sie denn nun wollten und sollten; es blieb mehrere Minuten lang ganz lautlos in dem kleinen dämmerigen Räume, bis Sato auf dem Tische zwischen ihnen das Schwelzgebrach und hinter einem schmalenenden Stützentone sagte: „Gueline lieb — Zuder!“

Es war sehr komisch, wie die beiden alten Herren zugleich aufsprangen und nach einem Wellner riefen: „Zuder! Bringen Sie Zuder!“ Dann kniperte der Vogel zurückden, abweichend hier und dort an zu treten, ihm auf beiden Seiten zwischen die Gitterlässe geschobenen großen weißen Broden, und jetzt brachte Ter graue Schnurrbart zum ersten mal mit unklarerer Zunge eine fragende Aende an sein Gegenüber hervor: „Warum wollen Sie mir ihn nicht lassen, mein Herr?“

„Warum wollen Sie mir ihn nicht lassen, mein Herr?“ entgegnete der Kahlkopf.

„Ich will Ihnen die Rollen erleben, in die Sie durch mein Ueberbleiben geraten sind.“

„Nein, lassen Sie mich Ihnen abschauen, was Sie der Summe zugehört haben.“

„Über sehr schüttelten die Köpfe und schwiegen wieder, und erst nach einer Weilezeit hub der erstere an, dessen Art und Neugierde einen ehemaligen Offizier mit schmalen Halbsohl vermissen ließ: „Für Sie kam der Vogel keinen besonderen Werth haben...“

„Doch — doch — mehr als für irgend jemand sonst...“
 „Ich habe ihn schon vor vierzig Jahren gekauft.“
 „Ah“, erwiderte der andere unruhig, „vor vierzig Jahren? Ja, glaube, ich kannte ihn schon früher.“

Es trat abermals eine Pause ein, dann sagte der graue Schnurrbart: „Ich will offen sprechen und bin überzeugt, Sie werden mit daraufhin den Vogel überlassen. Er gehörte einer jungen Dame, einer sehr schönen Dame, und ich war ein junger Lieutenant und — nun, mein Herr, ich liebe die Dame und habe keine andere mehr im Leben geliebt. Und ich hatte einen Nebenbuhler, der sie gleichfalls zu lieben schien, einen jungen Herrenbar, den ihre Mutter begünstigte. Sie liebte aber mich, nicht ihn...“

„Oh, was Sie sagen, mein Herr!“ schaltete der Kahlköpfige mit zitternder Stimme ein. „Es muß lange her sein. Sollte Ihre Erinnerung Sie nicht täuschen?“

„Nein, sie hatte ihn wohl gern, doch nur als Freund, wie einen Verwandten, einen Bruder. Wir aber getrandt für ihre Liebe nicht, um der Mutter willen. Doch sie that's, als sie allein war, denn der Vogel hier sprach eines Tages, als ich an seinen Käfig trat: „Alexander lieb.“

Der Sato hörte die den letzten Worten auf, lachte plötzlich und rief laut hinterdrein: „Alexander — Alexander lieb!“
 „In den hinteren Augen über dem grauen Schnurrbart glomm ein schalkhaft empor. „Wirst du's noch? ...“ Sie hören's, mein Herr, er weiß es noch. Das Alter macht geschwätzig, ich will's Ihnen weiter erzählen. Es war wunderlich, auch ich hatte

meinen Nebenbuhler eigentlich gern, es war ein lieber Mensch. Aber einmal sprach der Sato, als wir zusammen vor ihm standen: „Lieber Otto! Gueline lieb — lieber Otto...“

„Otto!“ rief der Vogel verärgert.
 „Da ward ich blind und thöricht vor Eifersucht und sogte ihm, daß das habe nicht Gueline, sondern er selbst den Vogel geliebt. Und ein Wort gab das andere, und das letzte war, daß wir uns mit Wiltolen gegenüberstanden. Ich traf ihn durch die Brust und mein Lebensglück mit ihm, denn Gueline wollte mit niemals wieder leben, niemals wieder.“

„Eine Träne quoll dem alten Herrn an der Wimper, und der Alte ihm gegenüber nicht und redete langsam: „Weil sie glaubte, Sie hätten den getödtet, den sie geliebt hatte. Aber er lag ein Jahr lang zwischen Leben und Tod, dann konnte er wieder aufstehen.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte der andere, regungslos auf den Sprecher hinüberstarrend.
 „Weil ich der Otto war, denn die Kugel durch die Brust ging.“

Es lag etwas Geisterhaftes in der langen Kaullosigkeit, die auf die gleichmüthigen Worte folgte. Endlich sprach der eine: „Ich kannte Sie nicht mehr.“
 „Ja Sie ebenfalls nicht.“
 „Es ist zu lange Zeit her.“
 „Ja, zu lange.“

Ein Pause trat ein, bis sie wieder anhuben: „Ich kam wegen des Duells auf die Festung und mußte danach meinen Abschied als Offizier nehmen.“

„Ich konnte nicht bei meinem Beruf bleiben, weil meine Brust das Sprechen nicht ertrug.“

Die Stimmen klangen, als berückelten sie gleichgültig von zwei Seiten aus ferner Jugenderinnerung. Es war wieder still; und der Papagei sagte bedauerlich: „Arme Gueline! Todi! Todi!“

„Gueline“, wiederholte schuldend der alte Offizier außer Dienst, „ich weiß, sie hat mich im Geheimen bis zuletzt geliebt, aber daß ich Ihr Blut vergossen, stand zwischen uns.“

„Ja, sie hat mich geliebt“, nicht der kleine Beamte, „aber ich war ein Krüppel geworden, der nicht mehr an sie denken durfte, und ich ging in eine fremde Stadt und habe sie niemals wieder gesehen.“

Nun verstimmt beide minutenlang, doch ein gleicher unruhiger Gedanke arbeitete in ihren greisen Gesichtern, bis einer ihn zuerst ansprach: „Ich kam nicht von ihm ablassen; die paar Tage lang, die mir noch übrig, muß ich ihn „Gueline“ sagen hören.“

Der andere schüttelte den Kopf. „Ich auch nicht! Mir ist, als wäre ich noch einmal wieder jung, wenn er „Gueline“ sagt.“
 „Aber, was soll denn geschehen?“
 „Ja, was soll denn geschehen?“

Der Sato hatte offenbar in seinem Gebächtnis unbergelöhrt und verstaubte Erinnerungen daraus heraufgeholt, denn er rief auf einmal höchst betrieblig: „Otto! Alexander! — Lieber Otto! — Lieber Alexander!“

Blüßlich frag's unter dem eisgrauen Schnurrbarte hervor: „Sind Sie auch ganz allein auf der Welt, wie ich, Otto?“
 „Ja, habe keinen Menschen, Alexander.“
 „Einen Augenblick sörgerte der erste Sprecher noch, dann fuhr er fort: „Wollen wir zusammensetzen und ihn gemeinschaftlich mit einander haben, Otto?“

Er streckte eine alte, magere, weisse Hand über den Tisch, und nach kurzem Gaudern legte sich eine andere, alte, magere, weisse Hand in sie hinein: „Ja, Alexander, wir wollen's.“
 Sato hingerte sich schaukelnd in seinen Ring.
 „Gut! Gut! Liebe Gueline! Todi! Todi! Zuder!“

Punkte Zeitung.

Die Kaiserliche Posten 11. Ein Blatt aus der Geschichte betitelt sich eine Etage gegen Souffiere's in der Revue de la Famille, la Vie contemporaine“, in der er die Ankunft Napoleons 11. in den Tuilerien nach seiner Flucht von Elba (22. März 1815) auf Grund bisher nicht veröffentlichter Dokumente schildert. Schon der persönliche Charakter desormaligen kaiserlichen Hofes stellte sich alsobald in den Tuilerien wieder ein. Nach Verlauf von zwei Stunden sah die angelammelte Menge vor den Borleinen Staatsrthe, Ministern, Kammern und Hofbeamten vorfahren, alle in den Uniformen und Attributen des Kaiserreiches. Die Hofdamen, die Frauen der hohen Würdenträger u. d. d. in ihren Staatsroben mit Weichen bestickt. ... Man findet sich wieder, man beglückwünscht sich. Mit finstlicher Freude durch-eilen die Frauen den Marichallsaal, die Diamantgalerie, den Thronsaal, alle die Orte der Feite, wo ihre Schönheit einst entzückte. In dem Thronsaal leben sie, daß auf den Teppichen die Alie nicht anwachsend ist; man entriest die Schwelgerei, die kaiserliche Diene! Diese Frauen in großer Toilette machen sich nun munter an die Arbeit und in weniger als einer

halben Stunde tragen die Teppiche wieder das kaiserliche Abzeichen. Wimmig ergehen in den Tuilerien die höchsten Namen des Kaiserreiches und eine Menge von Ministern des Generalstabes, begleitet die Königinen Hortensie und Julie. Die Kaiserliche Leibwache wie einst standen an den Thoren der Gemächer. Es wachen, als ob die ganze Welt des Kaiserreiches wieder erwachen wollte von einem bösen Traum, der ein Jahr gedauert. Die Stunden vergangen, die Nacht breitete sich über Paris aus. Von Minute zu Minute erwartete man den Kaiser, schon geht die Ungeduld in Unruhe über. Endlich gegen 9 Uhr hört man von Quai's her ein fernes Geräusch von Pferdegetrappel und sich nähernde Rufe, die immer mehr anschwellen. Eine Postkutsche nach die Hofkammer Trabe dem kleinen Thore, umgeben von tausend Weibern der ganzen Armee und aller Grade. Sie schwingen ihren Säbel und rufen ihr Vive l'empereur, das schon mehr dem Willen der Sinnen gleicht. Die Offiziere auf Halbblid, im Socke aufgestellt, die Generale auf den Perrons schwingen ihre Degen und eilen ihrem Kaiser entgegen. Eine Menge ist so groß und der Glanz so ungemessen, daß der Reiter sich kaum halten kann die Postkutsche nach dem sech Meter entfernten Pavillon de Flore sich zurückziehen müssen.

